

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 107 (1981)
Heft: 18

Rubrik: Briefe an den Nebi

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Briefe an den Nebi

Philosophistik

Nicht einmal im Kirchenboten (des Kantons Thurgau) wird man von den gedanklichen Purzelbäumen des Herrn Jegge verschont. Was der Autor von «Dummheit ist lernbar» da zum besten gibt, ist geistig anspruchslos, intellektuell verworren und sprachlich ein Horror. Falls Jürg Jegge der Meinung sein sollte, nur Dummheit sei lernbar, dann habe ich einiges Verständnis für die Mühe, welche ihm Interpretationen bereiten. Mit jener sattsam bekannten Überheblichkeit, die heutzutage bei so manchen Leuten seines Zuschnitts üblich ist, befasst er sich trotz allem mit dem Gotthelf-Zitat «Im Hause muss beginnen, was leuchten soll im Vaterland». Wie er gleich einleitend vorwegnimmt, findet er diesen Satz «eigentlich recht dumm», und er fügt gleich noch hinzu, Gotthelf habe zum Glück noch wesentlich Intelligenteres geschrieben.

Schon aus diesen Bemerkungen lässt sich schliessen, wie Jegge offensichtlich Bücher zu lesen und zu beurteilen pflegt: beileibe nicht im Zusammenhang, sondern er pickt sich die Rosinen aus dem Kuchen, die ihm passen und eben die andern, an denen er etwas auszusetzen hat. Denn ganz gleichgültig, ob dieser avancierte Schriftsteller etwas dumm oder intelligent findet, er liest aus einem Text so ziemlich das heraus, was er vorher selber hineingelegt hat. Und so kommt er auf den genialen Schluss, dass wohl gravierende Erziehungsfehler von diesem Zitat herrühren: Häusliche Gerichtsverfahren und Moralpredigten, Verbote und Strafen, Krampf, Stress und Manipulation. So geht denn auch seine Textauslegung zu Ende, ohne dass er auch nur der Spur nach den Sinn des Gotthelfsatzes begriffen hätte. Geschieht dem Gotthelf ganz recht...

Aber damit Herr Jegge nicht ganz leer ausgeht, sei ihm wenigstens eine Version der Auslegung nicht vorenthalten: Was sich in einem weiteren Rahmen bewähren soll, das muss zunächst im übersichtlichen Kreise gepflegt werden. Oder auf ihn selbst bezogen: Er soll sein Denken vorerst in bescheidenerem Umkreis üben (meinetwegen zu Hause), bevor er sich an Themen wagt, bei denen

er glatt überfordert ist. – Bücher und Zitate verstehen ist das Ergebnis eines dialogischen Prozesses. Man versteht letztlich immer nur so viel, als man schon reif ist dafür. Oder frei nach Lichtenberg ausgedrückt: Bücher sind wie Spiegel. Wenn ein Jegge hineinschaut, kann kein Apostel heraus schauen.

P. Schmid, Hüttwilen

Postcheck – warum nicht Postscheck?

Postscheckformulare oder Einzahlungsscheine werden von unserer gottlob wieder in die guten Zahlen gestiegenen PTT und ebenso von zahllosen privaten Unternehmen in Millionenauflage gedruckt und ausgegeben. Und in bewundernswürdiger Anhänglichkeit steht auf den grünen Zetteln von altersher bis in unsere heutige Zeit von «Postcheckrechnung» und «Postcheckamt» zu lesen. Also nicht «Postcheck», sondern «Postcheck». Vielleicht ist diese Schreibweise Ausdruck eines seit Jahrzehnten geübten und dokumentierten Sparwillens unserer eidgenössischen Post. Denn ein Buchstabe weniger auf Millionen drucken ergibt schon ein erkleckliches Quantum eingesparter Drucker-schwärze, was eine Verbilligung des Produktes und damit einen namhaften Zuschuss an die nun gottseidank in den letzten Jahren wieder ausgewiesenen stattlichen PTT-Überschüsse ermöglicht.

Aber Spass beiseite. So gut ich unsere wieder auf einen grünen Zweig gekletterte PTT auch leiden mag: ihr Festhalten am hartnäckig verstümmelten Wortgebilde «Postcheck» geht mir auf den Wecker, löscht mir ab oder – etwas gesitteter ausgedrückt – ärgert mich immer wieder von neuem. Denn «Postcheck» ist weder deutsch noch französisch. «Check» ist ein gar nicht glanzvolles Mischmasch beider Sprachen. Auf gut deutsch sollte es klar «Scheck» oder eben «Postscheck» heissen, gleich wie es ebenso klar in Französisch auf den grünen Scheinen mit «chèque» zu lesen ist. In sturer Gläubigkeit an die Allwissenheit und Unfehlbarkeit eines eidgenössischen Grossbetriebes ahmen auf Briefköpfen und Zirkularen Banken, Verwaltungsbetriebe, Indu-

strie- und Gewerbeunternehmen das «Postcheckkonto» nach.

Oskar Bucher, Rohr

Unentschlüsselter Bundesrat

Ihr Zeichner R. Gilsliani in Nebispalter Nr. 16 in unausgegorener Art die Streichung von Beiträgen an Umweltschutzorganisationen durch bedeutende Unternehmen unseres Landes. Dieses Vorgehen ist nichts anderes als konsequent. Seit Jahren gefährdet die Allianz von Linken und Grünen mit dem Vorspann «nützlicher Idioten» die Stromversorgung und damit das Gedeihen unserer extrem von der Elektrizität abhängigen Wirtschaft. Die komplexe Elektrizitätslehre macht es überdies schwierig, dem Laien darzulegen, wie verheerend sich unkontrollierte Abschaltungen (also Netzsammenbrüche) für unser tägliches Leben auswirken würden. Wenn es an Öl oder Kohle mangelt, sieht man es: Tank oder Keller sind leer. Eine Stromversorgungskrise ist etwas Abstraktes. Man würde sie erst merken, wenn es zu spät ist. Das De-facto-Moratorium im Kernkraftwerkbau im deutschsprachigen Bereich Europas (wäre auch mal eine Studie wert) und insbesondere in der Schweiz ist vor allem das Resultat lazierender Politiker, hierzulande eines unentschlüsselten Bundesrates. Dabei wäre es ja so einfach: Der Strom kommt doch aus der Steckdose wie das Geld aus der Notenpresse...

Kann man es Unternehmen verargen, die in ihrer Ertragskraft, ihrem Auftragsvolumen und in der Sicherung ihrer Beschäftigung von dieser Politik betroffen werden, dass sie diejenigen nicht mehr unterstützen wollen, die an ihren Wurzeln sägen?

Dr. Michael E. Dreher, Künsnacht

Nochmals: Mens sana in corpore sano

Antwort an Dr. Fawzy (Leserbrief in Nr. 15)

Ihre Empörung über die Härte und Brutalität der Antike ist fehl am Platz, denn Sie zitieren falsch. Jener römische Schriftsteller meinte nämlich nicht «Mens sana in corpore sano», sondern «Orandum

est, ut sit mens sana in corpore sano.» Das ist ein wesentlicher Unterschied, heisst es doch: «Man muss dafür beten, dass in einem gesunden Körper auch ein gesunder Geist wohne.» Falls man überhaupt noch betet: wäre das nicht ein sinnvolles Gebet?

Sie empören sich auch über die Aussetzung schwacher Säuglinge in der Antike, in einer Zeit, in der es noch keine Entwicklungshilfe gab und das Überleben eines Staates wesentlich vom siegreichen Kampf gegen seine Nachbarn abhängig war. Heute dürfen selbst lebensunfähige und gebrechliche Neugeborene in den Entwicklungsländern dank dem importierten medizinischen Fortschritt überleben – um dann allerdings später elendig leben oder verhungern zu müssen, weil die Probleme der Bevölkerungsexplosion, die unter anderem auch und gerade mit der Präsenz der Industrieländer auf medizinischem Gebiet begründet werden, für diese Länder nicht zu lösen sind. Finden Sie das menschlicher?

L. Stirnimann, Tamins

Telespalter «Brautschau»

Lieber Nebi Da der Telespalter scheinbar vor dem zu spaltenden Fernseher eingeschlafen ist oder sonst abwesend war, möchte ich doch feststellen, dass die Sache mit den Bräuten (Nebi Nr. 15) etwas anders war. Nicht die Zuschauerin hat sich «anheischig» gemacht, sondern gewettet, dass es Frank Elstner nicht gelingen würde, 50 Bräute, die heute in Mainz geheiratet haben, in vollem Brautschmuck auf die Bühne zu bringen. Da dies etwas zu hart war, einigte man sich einfach auf 50 Bräute im Brautkleid, die jedoch, auf Vorschlag eines anderen Zuschauers, noch ein Stück Käse mitbringen mussten. Was auch geschah! Dass Frank Elstner dann bei dieser Invasion ein bisschen ins Schleudern geraten ist, war erst recht komisch und sollte eigentlich auf Verständnis stossen.

Die anschliessenden Bemerkungen des Telespalter wegen «von langer Hand vorbereitet ... etc.» sind absurd. Gerade die Wette mit den Päpsten hat gezeigt, dass selbst bei

bestvorbereiteten Wetten eine Panne passieren kann und die Wette verlorengeht. Von vorausmanipulierten Wetten kann sicher keine Rede sein.

Abschliessend möchte ich bemerken, wenn schon endlich wieder einmal eine unterhaltsame Schau kommt, sollte man sie nicht schon nach dem zweiten Mal abschiessen wollen und das erst noch mit Halb- und Unwahrheiten...

Heinz Hugentobler, Wittenbach

Musik in der Kirche

Adolf Winiger (Nebi Nr. 15) scheint keine brauchbare Meinung vom Zweck der Kirchenmusik zu haben. Ob unser Herrgott Beatmusik derjenigen von Bruckner vorzöge oder umgekehrt, entzieht sich unserer Kenntnis. Unsere Kirchen und Kapellen dienen samt allem, was darin geschieht, dazu, den Menschen auf das Sakrale, das Heilige, auszurichten, ihm die Beziehung zu Gott zu erleichtern.

Zu entscheiden, was nun dem sakralen Zweck dient, ist eine wesentliche Aufgabe der kirchlichen Obrigkeit; schliesslich sind die Bischöfe ihrem Wesen nach Aufseher. Auch in der vollkommensten aller Demokratien gibt es Kompetenzbereiche. Und gerade heute, wo so viele nicht mehr wissen, was wann und wo angemessen ist, oder unter Musik die Organisation von Lärm verstehen, muss die Aufsicht unserer Kirchen sorgfältig vor der Profanierung bewahren. Was von gläubigen Menschen gebaut wurde und gläubigen Menschen heute noch dient, darf nicht zur Lärmbude erniedrigt werden.

A. Hächler, St. Gallen

Ergänzung

Zu den «Zehn goldenen Telefonregeln» im Nebi Nr. 16 könnte ich gestützt auf Erfahrungen mit externen Telefonaten eine elfte Regel beifügen:

Notizpapier und Bleistift haben neben dem Telefon nichts zu suchen. Mit der Bemerkung «Moment, ich muss zuerst Bleistift und Papier holen» beweist man dem Kunden, dass man sich im allgemeinen mit wichtigeren Problemen beschäftigt als mit seinem Anliegen. Dr. W. Lüem, Zürich